

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ahmad Mansour
Generation Allah

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 GENERATION ALLAH

Über die Jugendlichen, die wir dringend erreichen müssen

Abid, ein begabter junger Mann aus Offenbach, hat ein gutes Abitur gemacht. Er war bei der Bundeswehr, jetzt studiert er Sozialarbeit. Sein Werdegang ist vielversprechend. Wie konnte es dazu kommen, dass er plötzlich die demokratischen Werte dieser Gesellschaft ablehnt? Was ist geschehen?

Helena, eine scheue, freundliche junge Frau, ist christlich-orthodox aufgewachsen. Innerhalb weniger Monate verwandelt sie sich vor den Augen ihrer alleinerziehenden Mutter in eine fromme Muslima, mit radikalen Ansichten und Vollverschleierung, deren größter Wunsch es ist, einen strenggläubigen Muslim zu heiraten, bis sie jeden Kontakt zur Familie abbricht. Wem ist sie begegnet? Was hat sie gesucht, was gefunden?

Jens, ein Junge aus einer Plattenbausiedlung in Berlin, war kein guter Schüler, aber ein Jugendlicher und junger Mann mit Träumen, der seine Freiheit liebte und nach Bedeutung in seinem Leben suchte. Im Laufe eines Sommers, als Aushilfsarbeiter bei einer Umzugsfirma, verändert er sich. Seitdem besucht er täglich eine Moschee, betet, fastet, zeigt Verständnis für fundamentalistischen Islamismus. Schließlich wandert er nach Syrien aus, schließt sich dem Islamischen Staat an und träumt vom Heldenleben und Tod im Dschihad. Woher kam sein Wandel? Was hat ihn gepackt?

Solche Biographien, auf die ich noch ausführlicher zurückkommen werde, gibt es inzwischen mehr und mehr in Deutschland, in ganz Europa und der gesamten westlichen Welt. Hier soll die Rede davon sein, welches die Ursachen dafür sind und was sich dagegen unternehmen lässt. Denn es ist höchste Zeit, dass unsere Gesellschaft nicht mehr die Augen verschließt, sondern sich mit den Abertausenden jungen Leuten befasst, die ich hier »Generation Allah« nenne.

Ortstermin in Nordhessen, Winter 2014, eine Stadt mit etwa 50 000 Einwohnern. Ein Kollege und ich sind aus Berlin angereist, um Aufklärungsarbeit zu leisten.

Etwa zwanzig Jugendliche erwarten uns in einer Sporthalle. Die Temperaturen sind in den Tagen zuvor gefallen, und es hat geschneit. Die Teenager mit ihren Kapuzenpullovern, Schals, Baseballcaps, Kopftüchern und Nike-Schuhen lassen sich möglichst nah am Heizkörper an der Längsseite der Halle nieder. Ob sie Lust haben auf das Gespräch mit zwei Leuten, die aus Berlin gekommen sind, um mit ihnen über die Gefahren des Fundamentalismus und der Radikalisierung zu reden? Wir wissen es nicht. Aber immerhin heißen wir Ahmad und Cem, arabische und türkische Namen, das schafft Vertrauen und lockert die Atmosphäre.

Unter den Jugendlichen machen Getränke und Pizza die Runde, Mädchen mit und ohne Kopftuch teilen schwesterlich. Manche der Jungs tragen Bart und kleine, runde Kopfbedeckungen. Andere wollen in ihrem Hiphop-Look offenbar vor allem lässig erscheinen. Was wird uns hier erwarten? Wie jedes Mal bei solchen Workshops sind wir gespannt, neugierig und ein bisschen nervös. Mal sehen, was wir ausrichten können.

Wir möchten »Gedankenpflanzer« sein im Garten der Aufklä-

rung, wir wollen gern säen, manchmal auch jäten. Ernten wird, das wünschen wir uns, die Zivilgesellschaft, die zivilisierte, die demokratische Gesellschaft, zu der diese Jugendlichen gehören. So sehen wir unseren Job. Aber wir sind noch viel zu wenige, wir haben oft nur sehr begrenzt Zeit für unsere Aufträge, denn es gibt einfach viel zu viele Orte, an denen wir überall zugleich sein müssten.

Es hätte sich bei diesem nordhessischen Jugendzentrum um so gut wie jede andere Stadt oder Ortschaft in Deutschland handeln können. Die Geschichten ähneln einander landauf, landab. In diesem Fall hatte die Sozialarbeiterin des Zentrums uns eine besorgte, beinahe schon alarmierende E-Mail geschrieben. Zum Hintergrund: 99 Prozent der Jugendlichen, die das Zentrum regelmäßig besuchen, haben einen muslimischen Hintergrund. Stolz seien sie und ihr engagierter Mitarbeiter darauf, dass zu ihnen auch viele Mädchen kämen. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Häufig gestatten Familien mit islamisch-patriarchalem Wertesystem ihren Töchtern nämlich überhaupt nicht, so etwas wie einen Jugendtreff zu besuchen, wo sie Jungen begegnen, flirten und von »fremden Leuten« beeinflusst werden könnten. Hier jedoch scheint das anders zu sein.

Beim Lesen der E-Mail, die uns die Sozialarbeiterin geschrieben hatte, war jedoch ein uns vertrautes Bild entstanden. Irritierende Entwicklungen bereiteten den Verantwortlichen Sorge. In jüngster Zeit häuften sich offen antisemitische Äußerungen bei den Jugendlichen. Mit Entsetzen hatte die Sozialarbeiterin erlebt, wie Jugendliche die Nachricht von Anschlägen auf jüdische Einrichtungen in Europa regelrecht beklatschten. Und auch wenn die Anwesenheit von Mädchen im Treff an sich normal sei, tauchten jetzt bei männlichen und sogar bei weiblichen Besu-

chern des Zentrums immer öfter fragwürdige Rollenzuweisungen zwischen den Geschlechtern auf. »Bedecke dich Schwester, bevor du auf ewig zur Nahrung für das Höllenfeuer wirst.« Solche und ähnliche Mahnungen waren plötzlich zu hören. Einige Jungen weigerten sich inzwischen, gemeinsam mit Mädchen Tischfußball zu spielen, zu kochen, Videos anzusehen oder Musik zu hören. Andere sympathisierten mit den Salafisten, besuchten ihre Vorträge und waren begeistert von den Videos deutscher Islamisten aus Syrien und dem Irak, die sie sich auf ihren Smartphones ansahen.

Insgesamt hatte die Sozialarbeiterin den Eindruck gewonnen, die Fixierung auf vermeintlich »religiöse Fragen« habe sich unter den Jugendlichen im Lauf der vergangenen Jahre massiv verstärkt. Manche der Jugendlichen in ihrem Zentrum würde sie persönlich sogar längst als »radikal« bezeichnen. Und jetzt wisse sie nicht weiter.

Was die Sozialarbeiterin uns skizziert hatte, mag sich für manche Ohren fremd anhören, vielleicht kaum glaubhaft. Aber so wie in ihrem Jugendzentrum sieht es heute an Tausenden von Orten in Deutschland aus, wo viele muslimische Familien leben. Radikalisierung, Abschottung, religiöser Fundamentalismus sind besonders unter jungen Leuten auf dem Vormarsch. Nur wollen viele der verantwortlichen Erwachsenen oft nicht genau hinsehen. »Das sind pubertäre Marotten«, meinen sie, »das geht vorbei.« Oder: »Ach, die wollen doch nur angeben!« Oder: »Wenn ich einen solchen Verdacht über meine Schule, meinen Jugendclub äußere, dann verlieren wir unseren guten Ruf.«

Die Nachricht der Sozialarbeiterin ist ein gängiges Beispiel für Ratlosigkeit und Überforderung angesichts einer Situation, mit der Leute wie sie, aber auch Lehrer, Pädagogen, Ausbilder und

Erzieher in allen Teilen des Landes tagtäglich konfrontiert sind. Ursache dafür sind Entwicklungen, die sich in den vergangenen Jahren kontinuierlich verschärft haben.

Jede Woche erreichen mich ähnliche Sorgen und Klagen auch von Schulleitern und Schulleiterinnen, von Lehrern und Lehrerinnen auf der Suche nach Hilfe und Angeboten, die sie bei ihren Anstrengungen unterstützen bei ihrem Kampf um die menschliche und demokratische Integrität von Jugendlichen, die unserer Gesellschaft verlorenzugehen drohen. Denn viele Tausende junger Menschen entfernen sich gerade immer weiter von den Werten und Vorstellungen der Demokratie. Sie driften ab, und die Erwachsenen erkennen nicht, warum sie diese Jugendlichen nicht mehr erreichen.

Häufig sind die Nachrichten und Hilferufe, die mich erreichen, in einem zornigen bis wütenden Duktus verfasst. Solche Lehrer und Sozialarbeiter haben es satt, von einer Fortbildung zur nächsten geschickt zu werden. Sie haben Veranstaltungen besucht, auf denen furchtbar viel geredet und Flipchart nach Flipchart vollgeschrieben wird mit Phrasen, die ihnen helfen sollen, die Jugendlichen vom Pfad der Radikalisierung abzuhalten. »Wertschätzung«, »Verständnis«, »Ignorieren«, »Ermutigen«. Das ist alles gut gemeint, führt aber nicht zu Erfolgen. Die Lehrer und Sozialarbeiter absolvieren solche Programme, meist ohne konkret für ihre tägliche Arbeit Nutzen daraus ziehen zu können.

Zwei Tendenzen fallen mir in diesem Kontext immer wieder auf. Entweder besteht an einer Institution die Neigung zur Verharmlosung: Das Verhalten sei für Teenager völlig normal, im Grunde kaum der Rede wert. Oder es existiert eine Inflation der Panikmache: Um Himmels willen, es sind lauter potentielle Terroristen unter uns! Da wird dann nicht mehr individuell und

detailliert hingesehen, sondern jeder Jugendliche, der sich religiös äußert, pauschal als gefährlich abgestempelt.

Nach vielen Enttäuschungen in der Praxis und ergebnislosen Fortbildungen suchen Pädagogen und Erzieher jetzt nach neuen, wirksamen Konzepten, mit denen sie Jugendlichen individuell begegnen und mit ihnen wirklich ins Gespräch kommen können. Dazu müssen Gedanken frei ausgetauscht und Argumente ohne Angst vorgebracht werden können, in gegenseitigem Respekt. Auch wenn das Wort »Respekt« durch seinen inflationären Gebrauch in jugendlicher Szenesprache schon abgenutzt ist, sein Kerninhalt bleibt. Erst wenn jemand bereit und in der Lage ist, direkt anzusprechen, was er sieht und befürchtet, ist die Bedingung für die Möglichkeit eines respektvollen Dialogs gegeben.

Schulhöfe und Jugendtreffs sind kein diplomatisches Parkett. Junge Leuten suchen nach Wahrheit und Authentizität, sie wollen wahrgenommen werden, im Wortsinn. Damit muss in unserem Land begonnen werden, besonders, wenn es um gefährliche Tendenzen zur Radikalisierung geht, wie sie jetzt überall auftauchen. So wie hier, in Nordhessen.

Mein Kollege und ich legen für Workshops im Vorfeld kein festes Programm fest. Wir sondieren erst einmal das Terrain, finden heraus, welche Themen diese Jugendlichen in dieser Turnhalle, in dieser Schulklasse oder jenem Jugendclub umtreiben. Wir hören ihnen zu, erfahren, was sie bewegt, und fangen danach an zu fragen, zu diskutieren, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Dieser Weg ist produktiver und fruchtbarer, als mit einer fertigen PowerPoint-Präsentation anzukommen. Vorausgeschickte Ankündigungen schüren Erwartungen oder Ängste, und gerade Jugendliche mit starren Positionen reagieren darauf eher mit Abwehr.

In der Sporthalle erklären wir der Gruppe kurz, wer wir sind. Alle Augen blicken auf uns, manche mit Neugier, manche mit Misstrauen oder aufgesetzter Langeweile. »Was wollen die Typen hier schon ausrichten?«, scheinen manche sich zu fragen. Erstaunt verfolgen die zwanzig Augenpaare, wie wir auf dem zerkratzten Parkett der Halle Zettel verteilen, mit Wörtern, die als Anregung für Gespräche, Aussagen oder Fragen dienen. Darauf zu lesen sind Begriffe wie »Identität«, »Religion«, »Islamfeindlichkeit«, »Salafismus«, »Islamischer Staat«, »Dschihad«, »Gleichberechtigung«, »Diskriminierung«, »Rassismus«, aber auch: »Erwachsenwerden«, »Menschenrechte«.

»Ihr entscheidet, worüber ihr am liebsten sprechen wollt!«, erklären wir nach einer Vorstellungsrunde, in der jeder seinen Namen und sein Alter genannt hat. Wie jetzt hier in der Sporthalle gruppieren sich die Jugendlichen meistens recht schnell um diejenigen Begriffe, die sie besonders brennend interessieren. Halblaut debattieren sie erst mal untereinander, wir halten uns zurück. Nach und nach melden sich dann die ersten Mädchen und Jungen in der großen Runde zu Wort. Auffallend viele hier wollen ihre Ansichten zu Islamismus oder zum Islamischen Staat loswerden.

Wir sammeln das Gesagte ein, indem wir Stichworte aufschreiben, zunächst ganz ohne zu kommentieren. »Mich macht das unglücklich, dass in den Medien die Muslime immer alle so aussehen, als wären sie Terroristen!«, beklagt sich Emine, »dabei haben doch Terroristen mit dem Islam überhaupt gar nichts zu tun!« Salim beeilt sich zu ergänzen: »Die ganze Berichterstattung über Islam und Terror ist irgendwie total übertrieben. Das ist krass! Der IS ist nur irgendeine kleine Sekte irgendwo im Irak. Die machen doch nicht mit den Salafisten gemeinsame Sache!« Sein

Kumpel Bader neben ihm streckt die Hand hoch: »Überhaupt«, ruft er, »was der IS tut, passiert nur, weil Amerika und Europa im Irak und in Syrien so viele Verbrechen begangen haben, das hat das alles ausgelöst!« »Genau!«, pflichtet Samira, ein Mädchen mit Kopftuch und ausdrucksstark geschminkten Augen, bei: »Warum wird ausgerechnet jetzt so viel über das Thema geredet? Warum nicht vor vier Jahren, als das Assad-Regime angefangen hat, so viele Leute umzubringen? Dagegen hat keiner was unternommen. Jetzt, plötzlich, nur weil eine Gruppe im Namen der Religion auftritt, da interessiert es den Westen, und er will sie bekämpfen. Jetzt scheint das alles einfach, weil man sagt, man ist gegen die Islamisten.«

Ein Teil der Gruppe ist sich einig in seiner Haltung: Diese Jugendlichen sind beleidigt, sehen sich und ihre Religion zu Unrecht denunziert und wollen sich darum umso fester an ihren Glauben binden, wie zum Trotz, in einer Jetzt-erst-recht-Haltung. Einige sind auch zornig auf die IS-Täter und islamistischen Attentäter. »Ich bin echt wütend auf die Islamisten, weil die meine Religion missbrauchen«, sagt Erkan, ein Sechzehnjähriger mit Brille. »Die benutzen einfach die Religion von meiner Familie und von uns allen. Die tun uns echt keinen Gefallen!«

Im Lauf der Diskussion verblüfft uns hier, wie so oft, die Leidenschaft der Jugendlichen, ihre Freude daran, ihre Meinung sagen zu können, ohne dafür angegriffen zu werden. Auch wenn es kontrovers wird, dürfen sie sagen, was sie denken. Sie genießen es, sich zu ihren Einstellungen bekennen zu können, ohne dafür schief oder misstrauisch angeschaut zu werden. Meistens ist es gar nicht nötig, irgendjemanden zum Mitdiskutieren aufzufordern. Je freier die Atmosphäre wird, desto klarer wird spürbar: Alle haben etwas zu sagen! Indirekt ist daran auch abzulesen,

dass sie schon eine ganze Weile darauf warten mussten, dass jemand den Mut hatte, mit ihnen die heißen Eisen anzufassen. Es hilft natürlich, dass mein Kollege und ich beide muslimischer Herkunft sind. Das verleiht uns von der ersten Sekunde an einen Vorschuss an Glaubwürdigkeit. Den müssen wir dann aber auch einlösen.

Uns fällt auf, dass trotz der lebhaften Debatte ein paar Mädchen sehr schweigsam sind, als das Thema Islamismus aufs Tapet kommt. Mein Eindruck ist, dass sie sich nicht recht trauen zu sagen, was sie denken. Lieber würden sie wohl über die Begriffe »Identität« und »Zukunft« sprechen, die generell bei Mädchen in den Workshops beliebt sind. Aus ihren Nebenbemerkungen kann ich heraushören, dass sie befürchten, sie könnten bei den Übrigen für »unislamisch« gelten, wenn sie etwas Kritisches äußern. Sie scheinen den Druck bereits zu kennen, den salafistisch Gesinnte ausüben, in der Schule, zu Hause oder in der Freizeit – etwa, weil sie kein Kopftuch tragen, weil ihre Schminke »haram«, also »sündhaft« ist, weil ihre Jeans zu eng anliegen oder Ähnliches. Bislang denken diese Mädchen offensichtlich noch anders. Ihre Zurückhaltung enthält eine gute Portion Skepsis und Ablehnung. Aber offenbar trauen sich diese Mädchen bereits nicht mehr, öffentlich für ihre Meinung einzutreten und Fragen zu stellen.

Neben mich hat sich ein etwas molliger Junge mit Baseballcap und Hiphop-Klamotten gesetzt, der mir schon anfangs aufgefallen war. Sein Name ist Jusuf. Jusufs Körper scheint ständig in Bewegung zu sein, wie von einer permanenten Unruhe befallen. Viele der anderen Jungen hat er begrüßt, indem er sie abklatschte oder ihnen quer durch die Halle etwas zugerufen hat. Er ist, so mein Eindruck, immer ein wenig zu laut und wirkt dabei fahrig.

An der Diskussion beteiligt Jusuf sich nicht. Stattdessen merke

ich, wie er sich neben mir regelrecht zu winden scheint, er fühlt sich ganz offenbar unwohl in seiner Haut oder aber in seiner Umgebung. Er sendet Signale seiner Unzufriedenheit, indem er diejenigen, die ihre Stimme erheben, missbilligend anblickt. Ihm ist anzusehen, dass er zu gern etwas sagen würde, sich aber nicht hervorwagt. Je weiter die Diskussion voranschreitet, desto unruhiger wird Jusuf. Immer wieder sieht er auch mich prüfend an.

Irgendwann springt er dann über seinen Schatten. »Entschuldigung«, wendet er sich direkt an mich. »Bist du eigentlich wirklich Muslim?« Ich frage ihn zurück: »Ist das wichtig?« Und er antwortet prompt: »Ja, das ist sehr wichtig.« Ich frage: »Und du?« Er antwortet, fast ein wenig empört über die Frage: »Natürlich bin ich Muslim, al-Hamdu li-Lläh!«, also: Gott sei Dank. »Also, was ist nun mit dir?«, hakt er nach. »Ich bin Muslim«, erkläre ich freundlich. »Aber sag doch mal: warum ist die Frage denn so wichtig?«

Er windet sich wieder ein bisschen und räumt dann ein, dass ihm das, was wir hier gerade machen, »irgendwie komisch« vorkäme. Was er damit meine? »Der Islam ist doch gar nicht so, wie ihr es darstellt. Ihr als Muslims solltet Gott fürchten und dafür sorgen, dass der Islam gut dargestellt wird. Aber ihr sagt, wir reden über den Islam. Und was tut ihr dann? Ihr redet über Terror. Ihr vermischt das. Das ist nicht richtig!«

Nun verstehe ich, was Jusuf so ungehalten macht. Er ist der Überzeugung, dass sich unser Workshop gegen den Islam richtet, dass wir Leute von ihrer Religion abbringen wollen.

Dabei haben wir uns als Workshopleiter bis jetzt weitgehend aus der Diskussion herausgehalten und die Jugendlichen miteinander sprechen und ihre Argumente austauschen lassen. Wir haben den Islam nicht bewertet, ihn erst recht nicht verurteilt.

Wir stellen nur Fragen zu dem, was die Jugendlichen sagen, hinterfragen und fordern von den Jugendlichen auf diese Weise, nachzudenken und ihre Meinung mit Argumenten zu verteidigen. Jusuf hat das anders wahrgenommen. Allein die Tatsache, dass Tabufragen und Tabuthemen offen angesprochen werden, hat ihn, wie es scheint, schon so stark verunsichert, dass er sich und seine Religion angegriffen fühlt.

Nachdem der Bann dann aber gebrochen ist und Jusuf weiß, dass ich Muslim bin, beteiligt er sich nun auch und will mitreden. Sogar dann, als im Lauf des Nachmittags noch die Rede auf heikle Fragen nach Identität, Sexualität und Gleichberechtigung kommt, ist Jusuf ständig, teils auf fast aggressive Weise engagiert. Er argumentiert häufig im Zorn gegen die Meinungen anderer. So beklagt er beispielsweise, die meisten Mädchen besäßen keinen Respekt mehr vor Gott, alte Menschen würden nicht mehr so geachtet, wie es sich gehört. Etwas stimme nicht mit der Welt, die früher besser gewesen sei!

Wiederholt preist er dann das »großartige Werk« der Salafisten in Deutschland. »Das sind richtig gute Muslime, die Menschen von Drogen befreien!«, beharrt er. »Die verhindern, dass es hier andauernd nur Raubüberfälle gibt!« Ein paar Mal redet Jusuf sich regelrecht in Rage. »Jetzt, seit es die Salafisten gibt, gehen Leute wieder in die Moschee! Die trinken keinen Alkohol mehr, nehmen kein Tilidin und so einen Mist mehr, die gehen nicht mehr in Spielhöllen!« Er versteht nicht, dass ihm nicht alle zustimmen. »Was wollt ihr denn noch?«, fragt er. »Wie könnt ihr Salafisten als Terroristen darstellen?«

Mit der Zeit werden Jusufs Beiträge zu einem Problem für die Gruppe, die den vorherigen Austausch so genossen hatte. Er hat sich sozusagen zum Sprachrohr ihres Gewissens gemacht, sie

fühlen sich nicht mehr frei. Besonders die zurückhaltenderen Mädchen. Mein Eindruck ist, dass Jusuf sich gerade in einer Art Kriegszustand mit der Gesellschaft insgesamt befindet, mit unserer kleinen Gruppe hier und nicht zuletzt mit sich selbst.

Als Jusuf die anderen wiederholt aggressiv angeht, verstummen sie nach und nach. Eine Diskussion, die erst ganz munter gelaufen ist, kommt zum Erliegen, das genaue Gegenteil dessen, was wir beabsichtigen.

In der Kaffeepause schlage ich Jusuf vor, ein paar Schritte vor die Tür zu gehen, um mich ein bisschen mit ihm allein zu unterhalten. Wir stehen am Rand des zugeschnittenen Fußballfeldes neben der Turnhalle, frieren und plaudern. Ich erkundige mich, wie es ihm im Leben so geht, was er macht, welche Pläne er hat und was seine bisherige Geschichte ist. Zu meinem Erstaunen stellt sich dabei heraus, dass er keineswegs ein fanatischer Frommer ist, ja dass er noch nicht einmal betet. Er würde das zwar gern tun, wie er mir beteuert. Aber irgendwie will es ihm nicht gelingen. Irgendeinen Widerstand überwindet er da nicht.

Jusuf kommt, das wird schnell klar, aus sehr schwierigen Verhältnissen. Gerade versucht er sich zum wiederholten Mal an einer Ausbildung, er hat eine Lehre zum Einzelhandelskaufmann begonnen. Sport will er eigentlich treiben, unbedingt sogar, um abzunehmen. Er trägt fast immer eine dicke Tasche mit sich herum mit Sportsachen, Klamotten für die Hiphop-Gruppe, den Büchern für seine Ausbildung – eine Tasche voller Hoffnungen und Wünsche. Es ist zu spüren, wie sehr er versucht, anzukommen im Leben, es in den Griff zu kriegen und zufrieden mit sich und seinem Körper zu werden.

Doch während ihm all das nicht recht zu glücken scheint und er überall zwischen den Stühlen zu sitzen meint, unsicher, unzu-

frieden, hat er jetzt eine feste Größe für sich entdeckt: religiös aufgeladene Ideologie. Im Internet lädt er sich salafistische Inhalte herunter; statt Sport zu machen und zu lernen, identifiziert er sich mit Salafisten wie andere mit Comichelden. Einschüchternd wirkt sein rabiatere Reden in der Gruppe dennoch – wie sollten die anderen die Quelle seiner Ideologie auch einschätzen können? Sie erkennen aber den autoritären Duktus, der kein offenes Gespräch zulässt. Und sie kuschen, weil sie das von zu Hause kennen, wo kein freier Austausch möglich ist. So kann Jusuf die Gruppe tyrannisieren und sich dabei mit seinen Salafisten-Superhelden gleichsetzen, ein paar Momente lang genießen, dass er Macht zu haben scheint, Einfluss, im Mittelpunkt steht und Anerkennung bekommt.

Jusuf ist ein typisches Beispiel für einen Angehörigen der Generation Allah. Für diese Jugendlichen ist Religion nicht nur zu einer identitätsstiftenden Größe geworden, sondern Religion ist so etwas wie ihr persönlicher unantastbarer Gral. »Über Religion redet man nicht, und wenn, dann nur Gutes!« Religion dürfe man nicht mit weltlichen Problemen in Verbindung bringen, sagen sie. Auf keinen Fall darf man sie in einen Kontext mit dem Terrorismus bringen. Negative Seiten des Islam darf man nicht erwähnen.

Man muss hinnehmen, was der Koran sagt, was der Imam sagt, was die frommen Texte verkünden, auch das, was einem nicht gefällt: Hinnehmen, annehmen – so die fromme Haltung. Unsere Religion, meinen und sagen sie, ist das Wertvollste, was wir haben. So lautet das Credo dieser Jugendlichen, für die »Religion« bisweilen eine Mischung aus Talisman und Fetisch zu sein scheint. »Ohne diese Religion wären wir verloren. Ohne diese Religion wären wir nichts«, erklären ihnen die Imame der Salafisten. »Deshalb müsst ihr diese Religion verteidigen.«